



28. März 2021

## ES WAR EINMAL ...

Alfred Keils Kolumne

ES WAR EINMAL EINE RUNDE des Königsteiner Pfadfinderstamms „Verlorene Rotte“. Auch ich saß in einem der Türmchen des Jagdschlusses namens Villa Andreae, wo Waldi, der Stammesführer, folgende Legende zum Besten gab: Die Armee Kaiser Karls des Großen belagerte eine befestigte Stadt in Frankreich. Als die Vorräte zur Neige gingen, hatte die Burgherrin Madame Carcas eine geniale Idee. Mit den letzten Lebensmitteln mästeten die Verteidiger ein Schwein. Schließlich war es fett genug, und sie warfen es über die Mauer. Es platzte auf, und die Kaiserlichen sahen, was es in letzter Zeit so alles gefressen hatte. Die Belagerer, selbst schon am Ende ihrer Kräfte, verloren den Mut, und der Herrscher befahl den Rückzug.

Da ließ Madame Carcas alle Glocken läuten. Ein Berater des Kaisers blickte zurück und sagte: „Madame Carcas sonne – Frau Carcas läutet.“ Von diesem Tag an trug die Festung diesen Namen: „Carcassonne“.

17 Sommer später war ich mit meinem „Drakar“ – oder war es „Kon-Tiki“? – im Nachbarland unterwegs. Neben mir saß eine aufgeweckte Französin, die zwei Jahre zuvor in Fâches-Thumesnil meine Frau geworden war. Ich träumte nur von einem einzigen Ziel: Carcassonne. Mir blieb der Mund offen stehen. Eine solch gewaltige Festung hatten meine Augen noch nie gesehen. Neun Monate später kam mein Sohn Ragnar zur Welt. Im Tagebuch von damals lese ich darüber die lakonische Anspielung: „... im Sand vor Carcassonne.“

Die übrige Route war mir gleichgültig. Bis wir an einem heißen Nachmittag Benzin brauchten. Die Tankwartin blieb stumm. Sie lächelte nur seltsam. Sie reichte mir das Wechselgeld und hielt uns die Türe auf.

Zunächst blendete uns die Sonne. Aber dann erschrakten wir. Mein Herzklopfen war wohl das heftigste meiner jungen Jahre. Um unseren Käfer standen finster blickende Männer und Frauen.

Ein Junge steuerte sein altes Fahrrad so dicht an unser Auto heran, dass er gegen das „D“ am Nummernschild treten konnte. Marie Pierre, meine Ehefrau, stöhnte auf: „Wir sind in Oradour-sur-Glane. Hier hat die SS 1944 über 600 Menschen ermordet!“

„Bitte, sprich in deiner Muttersprache!“, flüsterte ich. Und wir sagten kein einziges deutsches Wort mehr. Ich versuchte, Blickkontakt mit zwei lauernden Männern aufzunehmen. Sie regten sich nicht. Auch mein Lächeln für eine Wunderschöne hatte keinen Erfolg. Ich warf einen letzten Blick auf die Ruinen, die man als Mahnmale hatte stehen lassen.

Ein paar Wochen später im Norden holte mein Schwiegervater ein dickes Buch aus der Vitrine und las daraus vor: „Als Vergeltung für mehrere Überfälle des französischen Widerstands hat die 2. SS-Division ‚Das Reich‘ in Oradour-sur-Glane 642 Franzosen ermordet. Am 10. Juni 1944 wurden die Männer erhängt, während man die Frauen und die Kinder in die Kirche scheuchte. Durch die offene Tür schleuderten die Deutschen alle Handgranaten, die sie bei sich hatten.“

Grand-père Georges stellte das Buch zurück und nahm mich in die Arme. Meine Tränen taten ihm weh.

Nachdem wir Oradour-sur-Glane unbehelligt hinter uns gelassen hatten, gab ich so lange Vollgas, bis ich bemerkte, wie erschöpft ich war. Wir verließen die befestigte Straße. In einem Wald stießen wir auf eine Lichtung. Immer noch verloren wir kein Wort und schlugen unseren „Korea-Bunker“ auf, ein kleines grau-braunes Zelt.

Erneut beginnt mein Herz heftig zu schlagen. Mehrere Motorräder umkurven unsere Behausung. Schon bin ich auf den Beinen. Wie in Trance lasse ich meinen Stab wirbeln. Genau so, wie ich es auf der Tatami, der Judomatte, gelernt habe. Ich zähle sechs Maschinen. Einen der Kerle nehme ich aufs Korn. Mein Nordmännerschrei

wirft ihn aus der Spur. Die anderen schirmen ihn blitzschnell ab. Ich bleibe stehen. Ich warte. Ich frage mich, warum ich keine Angst mehr habe. Und ich frage mich, ob sie uns von Oradour ausgefolgt sind.

Sie beraten sich. Dann lässt der Anführer die Kupplung kommen. Die anderen folgen ihm. Mit aufgerissenen Augen sitzt Marie Pierre vor unserem Zelt. Ich krieche hinein, um auch mein Finnmesser an mich zu nehmen.

Als alles ruhig bleibt, suchen wir wieder unsere Schlafsäcke auf. „Ich bin bei dir,“ flüstere ich. Meinen Kopf, den Stab und das frisch geschliffene Puukkho schiebe ich wieder nach draußen. Für den Fall, dass die ungeschlüssigen Motorradfahrer noch einmal Anlauf nehmen. An meinem rechten Fuß spüre ich die Hand meiner Französin.

Was mein Sohn wohl empfindet, wenn er diese Zeilen liest, 48 Jahre danach?